

## Schillers Geld

Von Dagmar Lorenz, Wiesbaden DE, © MoneyMuseum

*2005 ist Schillerjahr. Am 9. Mai 2005 jährte sich der Todestag des Dichters zum 200. Male. Während deutsche Germanisten und Schweizer Patrioten wieder einmal nur sein geistiges Vermögen würdigen, verschafft Ihnen dieser Beitrag einen Einblick in die pekuniären Verhältnisse von Leben und Werk.*

### Harte Zeiten

Im Winter des Jahres 1784 brechen harte Zeiten an. Der 25-jährige Theaterdichter Friedrich Schiller, umjubelter Star der Mannheimer Bühne und Verfasser des Erfolgsstücks «Die Räuber», steckt bis über beide Ohren in Schulden. Seine Gönnerin, Henriette von Wolzogen, verlangt eine erkleckliche Summe zurück, die sie ihm einst geliehen hatte. Doch wie soll er das Geld auftreiben? Schillers Vertrag mit dem Mannheimer Theater ist ausgelaufen, der Intendant hat ihm gar geraten, den Beruf zu wechseln. Ein Zeitschriftenprojekt, mit dem Schiller seine prekäre Lage zu sanieren hofft, scheint zum Scheitern verurteilt.

Da entsinnt sich der junge Dichter einiger ihm unbekannter Verehrer. Vier junge Leute – die beiden Schwestern Dora und Minna Stock und ihre beiden Verlobten Ludwig Ferdinand Huber und Christian Gottfried Körner – hatten ihm ein halbes Jahr zuvor einen schwärmerischen Brief geschrieben. Was läge also näher, als seine Bewunderer über die eigene üble Lage ins Bild zu setzen? Schiller schreibt einen Dankesbrief, garniert mit Klagen über die wirtschaftliche Situation der deutschen Schriftsteller und die eigenen düsteren Aussichten: Wären da nicht diese leidigen «Kaufmannsrücksichten», so hätte er seine Schaffenskräfte, dem «Zuge des Genius» folgend, vor allem dem Theater widmen können. Jetzt sieht er sich stattdessen gezwungen, seine Kräfte als Journalist in dubiosen Zeitschriftenprojekten zu vergeuden – so der Tenor des Briefes.

Das Verehrer-Quartett sorgt sich um den Dichter und lädt ihn zu einem längeren Besuch nach Leipzig ein. Schiller schreibt zurück – und er richtet seinen Brief erstmals an Körner, an jenen jungen Mann aus dem Leipziger Freundeskreis, der fortan sein enger Freund und Gönner sein wird. «Bis hieher», so Schiller, «haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Musen mussten zu gleicher Zeit der Notwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, dass ich ein ganz anderer Mensch – dass ich anfangs, Dichter zu werden.»

Die Bitte um die «Revolution des Schicksals» verhallt nicht ungehört. Die Freunde ermutigen Schiller nicht nur zur Fortsetzung seiner Arbeit an seinem neuen Bühnenstück «Don Karlos». Sie kümmern sich auch um eine Publikationsmöglichkeit für die geplante Zeitschrift, deren erste und einzige Nummer bald als «Rheinische Thalia» beim Leipziger Verleger Göschen erscheinen kann. Ein Darlehen, das Schiller von Körner erhält, wird es ihm ermöglichen, sich in Mannheim seiner drückendsten Schulden zu entledigen und zu seinen neuen Freunden nach Leipzig abzureisen. Die Krise ist vorüber, der Dichter Schiller gerettet – vorerst!

### Schiller oder eine Dichterkarriere im 18. Jahrhundert

«Sich zu dem zu machen, der man ist» – das hatte einst Jean-Paul Sartre von sich selbst ebenso, wie von dem Helden seiner grossen Flaubert-Biografie gefordert. Wendet man dieses Credo jedoch auf den 1759 im schwäbischen Marbach geborenen Friedrich Schiller an, so kollidiert es unweigerlich mit dem, was Schiller in dem Brief an seine neuen Freunde als «Schicksal»

bezeichnet hatte. «Schicksal» – das waren vor allem die Standesschranken seiner Herkunft. Sein Vater stand als einfacher Leutnant in Diensten des württembergischen Herzogs Carl Eugen und musste auf dessen Geheiss den 13-jährigen Sohn Friedrich in des Herzogs «Militär-Pflanzschule» abgeben, auf der begabte Landeskinder zu Fachkräften in Diensten des Hauses Württemberg ausgebildet werden sollten. Acht lange Jahre lebte der junge Friedrich Schiller in Verhältnissen, die, wie er später schrieb, ihm «zur Folter waren»: Dazu trugen der militärische Drill, die drakonischen Strafen und die ständige Überwachung aller Lebensbereiche bei. Als er, zum Regimentsmedikus ausgebildet, das Institut verliess, war er keineswegs frei. Um eine selbstgewählte Existenz leben zu können, musste Schiller – die Häsher des Herzogs auf den Fersen – aus Stuttgart fliehen. In Mannheim schlug er sich ein Jahr lang als Theaterdichter durch und feierte mit der Aufführung seiner «Räuber» erste Publikumserfolge.

Ohne die Hilfe von Freunden und Gönnern indes hätte er auch in späteren Jahren wohl kaum seine Existenz bestreiten können: Es war Goethe, der den in die Weimarer Gelehrtengesellschaft hineingeschnittenen Dichter für eine Professur in Jena empfahl: ein nicht ganz uneigennütziger Akt, denn Goethe hielt dadurch einen potenziellen Konkurrenten auf Distanz und verpflichtete ihn zugleich zur Dankbarkeit. Und später trug Goethe durch seine Mitarbeit an Schillers Zeitschriftenprojekten dazu bei, dessen Position gegenüber den Verlegern zu stärken. Als sich abzeichnete, dass die schwere Krankheit den Dichter in seinen noch verbleibenden Jahren bis zu seinem Tode von jeder allzu geregelten Tätigkeit abhalten sollte, sprangen wiederum grossherzige Gönner ein, darunter auch der dänische Finanzminister.

Und auch Schiller selbst setzte alles daran, die Existenz seiner Frau und seiner Kinder abzusichern: In Preussens Hauptstadt Berlin, wo er bei der jungen Königin Luise zur Audienz geladen ist, verhandelt er über eine Rente. Zurück in Weimar erreicht er, dass der Herzog seine Pension verdoppelt. Seinen Erfolg als Theaterautor und Dichter kann er dabei in die Waagschale werfen – und schliesslich erhebt ihn der Kaiser in Wien sogar in den Adelsstand.

Als Friedrich Schiller am 9. Mai 1805 im Alter von 45 Jahren stirbt, hinterlässt er – gemessen an der kurzen Lebensspanne, die ihm beschieden war – ein immenses Werk, das er in harter Arbeit seinem geschwächten Körper abgerungen hatte. Dass es ihm ausserdem noch gelungen war, seinen gesellschaftlichen Aufstieg den Beschränkungen seiner Zeit abzurufen, mag seine Zeitgenossen ebenso beeindruckt haben.

## Raub, Kriegswirtschaft und die Kunst des Geldmachens in Schillers Dramen

Schillers populärste Dramen – von den «Räubern» angefangen bis hin zu «Don Karlos» oder dem «Wilhelm Tell» – sind zweifellos theaterwirksame Gefühlspanoramen, in denen Helden und Verbrecher, Liebende und Berechnende um Macht, Liebe, Glück und Freiheit streiten.

Dass Friedrich Schiller seine Bühne den grossen Gefühlen und nicht etwa den kleinlichen Alltäglichkeiten überliess, hat im 19. Jahrhundert zum Klischeebild des «idealisch» gesinnten Dichters beigetragen, der mit der prosaischen Wirklichkeit nicht allzu viel im Sinne hatte.

In der Tat ist in diesen Dramen vordergründig nur selten von Geld- und Alltagsorgen die Rede, doch steuert die Macht des Geldes zuweilen unsichtbar das Handeln der Schiller'schen Figuren – so etwa im pathosgeschwängerten Jugendstück «Die Räuber». Schillers Dramenheld Karl Moor schlägt der bürgerlichen Wertewelt schon deshalb ins Gesicht, weil er sich gewaltsam am Eigentum anderer vergreift und dieses anschliessend generös unter die Armen verteilt, statt sich – wie sein intriganter Bruder Franz – in äusserer Anpasstheit als egoistischer Erbschleicher zu betätigen. Die grosse Geste wider die gesellschaftlich sanktionierte Raffgier seines schurkischen

Bruders wird am Schluss noch einmal überhört: Karl will sich selbst der Justiz ausliefern, indem er das auf seine Ergreifung ausgesetzte Kopfgeld einem armen Tagelöhner zu verdienen gibt. Solch dick aufgetragener Edelmut verfehlte bei der Mannheimer Uraufführung garantiert nicht seine Wirkung. In die Taschentücher der weiblichen Theaterbesucher dürften sich die Tränen gleich sturzbachweise ergossen haben.

Wie völlig anders stellen sich hingegen die Bedingungen der materiellen Welt in Schillers später «Wallenstein»-Trilogie dar! Der berühmte Feldherr des 30-jährigen Krieges wird von Schiller nicht als ein von Edelmut tiefender Gesetzloser, sondern als ein irrender Glücksritter im symbolischen und wörtlichen Sinne vorgestellt. Der Schillerkenner Norbert Oellers hat in seiner «Wallenstein»-Deutung darauf hingewiesen, dass das im Drama häufig beschworene «Glück» als «Fortuna» zu verstehen ist: als Anspielung auf die antike Göttin des launischen, unberechenbaren Zufalls. Im Zeichen der Fortuna, die in einem bestimmten günstigen Augenblick den Menschen mit jenen äusseren Glücksgütern überhäuft, die sie ihm im nächsten Augenblick wieder entzieht, siegt und verliert Wallenstein. Sein Charakter erschliesst sich bei Schiller bereits im ersten Teil des Dramas, in «Wallensteins Lager». Auch hier ist Fortuna allgegenwärtig: Wir begegnen einem bunt zusammengewürfelten Söldnerhaufen, der sich nur deshalb Wallenstein angeschlossen hat, weil er ihm Kriegsglück und Aussicht auf reiche Beute garantiert. Den Soldaten ist es weder um Religion, noch um Gerechtigkeit oder irgendwelche übergeordneten Ziele zu tun. Was einzig und allein zählt, ist der materielle Gewinn. In «Wallensteins Lager» zeigt Schiller einen sinnentleerten Kosmos, der auch nicht durch die Beschwörung althergebrachter Traditionen und Loyalitäten geheilt werden kann. Es scheint, als ob im «Wallenstein» die Welt des Idealen endgültig abgedankt habe.

### «Armer» Schiller, «reicher» Goethe

Seit dem Tode des Dichters ist mit Schillers Namen Missbrauch getrieben worden. Je nach herrschendem Zeitgeist wurden seine Schriften, aber auch seine Biografie, für die eine oder andere politische Ideologie vereinnahmt. Der Dichter der «Glocke» diente dem Bürgertum als Referenz für die eigene Biedermeierlichkeit. Die Arbeiterbewegung im deutschen Kaiserreich erklärte den Dichter der «Räuber» – ungeachtet seines späteren obrigkeitsstaatlich verliehenen Adelsdiploms – kurzerhand zu einem Vorkämpfer des Klassenkampfes und suchte den aus bescheidenen Verhältnissen stammenden Schiller gegen den wohlhabenden Frankfurter «Bürgerssohn» Goethe in Stellung zu bringen. Das Klischee von Friedrich Schiller als dem mittellosen Poeten, dessen notorische Erfolglosigkeit sich im Ruhme Goethes spiegelte, überlebte hartnäckig alle späteren Schiller-Vereinnahmungsversuche – wie etwa diejenigen der Nazis oder jene der orthodoxen Kommunisten.

Vielleicht ist es in seinem 200. Todesjahr ja an der Zeit, an einem unserer Mode entsprechenden Schillerbild zu spinnen: Wie wäre es denn mit Friedrich Schiller als dem geschäftstüchtigen Geistesunternehmer, der erfolgreich den Bevormundungsversuchen staatlicher Instanzen widersteht, sich der drohenden Verbeamtung im Universitätsdienst entzieht und Sponsoren zu zweckgebundenen Geldausschüttungen motiviert? Der Manager Friedrich Schiller könnte mühelos als Leitbild in wirtschaftsdepressiven Zeiten dienen! Zwar wäre auch dieses Klischee ebenso falsch wie all die anderen zuvor – doch wie sagte einst schon Wallenstein in des Dichters Worten: «Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen / Noch in den Furchen meiner Hand. / Wer möchte / Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?»